

Nr. 126. **Bromberg, den 28. Juni** **1927.**

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß.

(22. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Miß Dobbs hatte allmählich alle mit den Mühlenwerken zusammenhängende Arbeit auf Christinens Schultern abgeladen. „Die ganze Geschichte ist Ihr Geisteskind, nun sorgen Sie auch dafür, daß es gedeiht und vorwärtskommt!" hatte sie gemeint und sich wieder nur den ursprünglichen Geschäften der Firma gewidmet. Aber sie hatte, auch einer Anregung des Mr. Warris folgend, da Christine zuviel Zeit durch die Benutzung der Straßenbahn vergeude, eines Tages ein Auto für sie angeschafft. Es war ein entzückendes kleines Fahrzeug und zu Christinens höchster Überraschung derart ausgestattet, daß es den verwöhntesten Ansprüchen eines Luxusweibchens hätte genügen müssen.

Als sie das erstemal damit ausfuhr und in Muße den bequemen Klubsessel, darin sie saß, ihr gegenüber den feingeschliffenen Spiegel, daneben eine Kristallröhre mit herrlich duftenden Rosen, das kleine Mahagonischränkchen mit den silberbeschlagenen Bürsten und Kämmen besah, die alle ihr Monogramm trugen, lächelte sie vergnügt über diesen schnurrigen Einfall der guten Miß Dobbs, war aber voll dankbarer Freude, als sie gewahrte, daß die alte Dame ihr sogar einen deutschen Wagenführer ausgesucht hatte. Er war noch ein jüngerer Mann namens Henner, ein Thüringer, den der deutsche Wandertrieb bis hierher verschlagen hatte und der eine gleiche Freude empfand wie Christine, als er erfuhr, daß seine Herrin eine Deutsche sei.

„Mich selbst werden ja keine zwanzig Pferde dazu bringen, in so ein Ding zu steigen", meinte etwas verächtlich Miß Dobbs und blieb ihrem alten Timm und seinen braven Gäulen treu. —

Es war für Christine eine große Erleichterung, daß sie nun stets in soviel kürzerer Zeit überall hinkommen konnte, denn Miß Dobbs hatte auch dem neuen Vorschlag des jungen Mädchens beigestimmt, zu versuchen, die sämtlichen kleinen Mühlen am Red River und Assiniboine-Fluß dem Dobbsschen Werke anzuschließen und einen Mühlenkonzern zu schaffen, der alle die Bedürfnisse des ganzen kanadischen Nordwestens befriedigen würde. Und so war Christine jetzt eigentlich ständig unterwegs.

Eines Tages erschien ganz überraschend Mr. Brown wieder in der Mainstreet und fragte dringend nach Christine.

„Was mochte er bloß von ihr wollen?" dachte Miß Dobbs etwas beunruhigt. „Vielleicht kann ich Ihnen helfen, Mr. Brown, da Miß Berthold so bald wohl nicht hier sein wird?" versuchte sie ihn auszuforschen.

„In diesem Falle leider nicht", entgegnete etwas verlegen und doch erregt lächelnd Mr. Brown.

„Na, denn nicht", sagte sie kurz und sah ihm mißtrauisch nach, als er beim Hinausgehen sagte, er werde Christine schon irgendwo erreichen, denn bei der alten Dame wollte er keinesfalls warten.

Und plötzlich kam es wie eine Erleuchtung über die in Unruhe und Besorgnis zurückgebliebene Miß Dobbs. „Der kommt als Freier!" rief sie aus und schlug sich mehrmals zornig gegen die Stirn. Der Atem versagte ihr fast. Wenn Christine „Ja" sagte! Und sie verlebte die qualvollsten Stunden der ganzen letzten Jahre, bis sie erfahren hatte, was Brown gewollt und was Christine geantwortet hatte.

Inzwischen war Mr. Brown beinahe zwei Stunden lang die Mainstreet auf und ab gelaufen, da er wußte, daß Christine zuerst hierherkommen würde. Als er eben wieder in tiefes Sinnen versunken am äußersten Ende der Straße angelangt war, hörte er ein Auto herankommen, achtete aber weiter nicht darauf, bis es dicht vor ihm hielt und ein lautes, fröhliches „Guten Morgen, Mr. Brown", an seine Ohren schallte.

„Miß Berthold — oh, oh — — —" stotterte er vor lauter Überraschung.

„Wohin wollen Sie?" fragte sie rasch zurück, da sie keine Zeit verlieren wollte.

„Zu Ihnen, direkt zu Ihnen, Miß Berthold!"

„Und da laufen Sie hier draußen herum?" wunderte sie sich.

„Ich — ich suchte Sie, Miß."

„Na, hören Sie mal", lachte nun das junge Mädchen, „ich war doch nicht als vermißt gemeldet, und im übrigen findet man mich doch am sichersten im Geschäft."

„Wie Sie sehen, ist es hier draußen sicherer. Aber ich muß Sie allein sprechen, Miß Berthold — ganz dringend."

Sofort sprang in Christine der Gedanke auf — er hat eine Nachricht aus Hamburg für mich, die wohl keinen Aufschub zuläßt. Und so sagte sie: „Ich bin in einer halben Stunde in Queens Hotel, erwarten Ske mich, bitte, dort."

Rasch erledigte sie die wichtigsten Geschäfte und traf pünktlich bei Mr. Brown ein. Er hatte eine Nische ausgesucht, wo sie ungestört sitzen und plaudern konnten.

„Nun spannen Sie mich nicht lange auf die Folter!" begann sie sofort und zerpflückte nervös eines der weißen Brötchen auf ihrem Teller. „Sie bringen mir gewiß eine Nachricht aus Hamburg?"

Da schüttelte Jonny Brown den Kopf: „Nein, Miß, ich hielt es nicht mehr in Kalgarry aus und bin über 30 Stunden gefahren, um so schnell als möglich hierher zu kommen und Sie zu bitten, meine Frau zu werden."

Da fielen Christinen die Hände wie leblos in den Schoß, und blitzschnell jagte ihr der Gedanke durch das Gehirn „Sag ja, dann bist du alle Zweifel los und für dein ganzes Leben geborgen." Aber als sie in die vor Erregung bleichen Mienen Browns blickte, war ihr, als sähe sie dahinter ein zweites Gesicht, auch blond wie der Kanadier und auch mit blauen Augen, doch jenes zweite Gesicht trug den Ausdruck tiefsten Kummers, und die blauen Augen schauten so unendlich traurig und voll schmerzlicher Liebe zu ihr herüber, daß sie die Hände vor das Antlitz preßte und aufstöhnend sagte: „Ich kann nicht, Mister Brown, oh, verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen weh tun muß."

„Ist es — weil Sie einen andern lieben?" fragte der völlig fassungslose Mann.

Sie nickte.

Schwer stützte Jonny Brown das Haupt in die Hand, und ein trauriger Seufzer kam über seine Lippen: „Oh der Glückliche!" flüsterte er kaum hörbar vor sich hin.

„Er ist kein Glücklicher, Mister Brown. Sie selbst haben es mir gesagt", stieß Christine leidenschaftlich hervor, da ihr alle seine Worte über den Geliebten wieder lebendig wurden.

Verständnislos blickte Brown sie an. „Wann hatte ich Ihnen dies gesagt?"

„Damals, als Sie aus Hamburg hier angekommen waren, auf dem Feste erzählten Sie es mir." Christine fühlte ein zwingendes Bedürfnis, ganz offen mit diesem ehrlichen Menschen zu reden, es würde sie erleichtern und ihn von der Zwecklosigkeit weiterer Bemühungen um sie überzeugen.

„So lebt er nicht hier — sondern in Hamburg?"

„Ja."

„Und haben Sie seinetwegen oder doch Ihrer Liebe wegen Hamburg so heimlich verlassen?" fragte Brown, und man merkte ihm an, wie er in seinem Gedächtnis herumsuchte, um endlich darauf zu kommen, von wem er ihr damals erzählt hatte.

„Ich verließ ihn und Hamburg, Mister Brown, weil sein Vater nie und nimmer eine Verbindung mit mir zugelassen hätte. Er selbst hätte es ja durchgesetzt, aber es liegen Dinge vor, die mich zwangen, so zu handeln, wie ich es getan habe. Mehr kann ich Ihnen nicht darüber sagen; ich spreche so offen zu Ihnen, weil ich nicht möchte, daß ich nun auch noch Ihre Freundschaft einbüße. Wollen und können Sie mir noch Freund bleiben, Mister Brown, oder zürnen Sie mir?" fragte sie, zaghaft zu ihm aufblickend.

Da beugte er sich über ihre Hand. „Ich habe nun alles verstanden, Miß. Verfügen Sie jederzeit über mich, denn das alles ändert ja nichts an meinen Gefühlen für Sie." Er wußte nun, wer der Andere war, und beneidete ihn dennoch nicht. Doppelt bedauernswert mußte der Mann sein, der dieses Mädchens Liebe besaß und niemals eine Erfüllung dieser Liebe erleben würde. Er aber hatte dafür doch noch das Glück, sie jederzeit hier sehen und sprechen zu können. Mit diesem winzigen Trost mußte sich Jonny Brown zufrieden geben, als er enttäuscht und traurig wieder die lange Strecke nach der Heimat zurückfuhr.

Inzwischen war Christine in der Mainstreet in höchster Spannung erwartet worden, und Miß Dobbs' Freude kannte keine Grenzen, als sie den Ausgang der Unterredung in Queens Hotel erfuhr. Und daß sie aus Christinens ganzem Verhalten sogar die Gewißheit entnehmen zu können glaubte, daß diese überhaupt nicht mehr ans Heiraten denke, machte ihr Glück noch vollkommen. Sie hätte es ja zwar nicht hindern können, aber lieber war es ihr schon so; das Geschäft brauchte den ganzen Menschen jetzt mehr denn je, und solche Liebes- und Heiratsgedanken waren nur dazu angetan, Unfug und Verwirrung in den Gang des Geschäftes zu bringen. Dazu aber war ihrer Meinung nach Christine viel zu ernst, um an solchen Albernheiten noch Gefallen finden zu können.

Miß Dobbs grübelte aber doch diesen und die ganzen folgenden Tage sehr viel darüber nach, was wohl geworden wäre, wenn Christine nun geheiratet hätte. Sie mußte eine Lösung finden, wie sie diesen tüchtigen und pflichttreuen Menschen noch enger an sich und das Geschäft fesseln konnte. Und sie wählte den besten und einfachsten Weg hierzu, indem sie Christine die Teilhaberschaft nicht nur an dem künftigen Werke, sondern überhaupt an der Gesamtfirma anbot.

Sie hatte keine direkten Erben, und wenn sie auch bereits ein Testament zugunsten ihrer Vaterstadt gemacht hatte, so konnte sie dies doch jeden Tag noch ändern, so lange sie noch am Leben war. Diese junge Deutsche war der einzige Mensch, dem sie ihr Lebenswerk restlos anvertrauen konnte. Mit dieser Überzeugung im Herzen wurde ihr der Schritt leicht, den sie nun tat. Und wie ein Lauffeuer verbreitete sich bereits am folgenden Tage die Nachricht von Miß Dobbs neuestem Entschluß. Unter den Angestellten wurde getuschelt und geflüstert, und eine Erregung ohnegleichen beherrschte sie, als sie Kunde von diesem großen Ereignis erhielten, das wohl den meisten von ihnen wie ein Übergehen ihrer eigenen Persönlichkeit erscheinen mochte. Am ruhigsten nahm Christine jedoch selbst Miß Dobbs Angebot auf. Sie war zunächst keines Wortes fähig, so völlig unvorbereitet stand sie diesem fürs erste ihr noch unfaßbaren Glück gegenüber. Nur ihre großen, feuchtschimmernden Augen leuchteten aus dem weißen Gesicht wie ein einziger leidenschaftlicher Dank der alten Dame entgegen. Wohl wußte sie, daß ihr dieses Glück nicht umsonst in den Schoß gefallen war, aber wie wenigen war es vergönnt, in so jungen Jahren schon die Früchte ihres Fleißes zu ernten!

„Wie soll ich Ihnen jemals Ihre Großmut, Ihre Güte danken?" hatte sie dann in überströmendem Empfinden die Worte gefunden. „Ich weiß es voll und ganz zu würdigen, Miß Dobbs, welche Ehre es für mich ist, Ihre Teilhaberin zu sein, und ich möchte meine Kräfte vertausendfachen, um Ihnen meinen wahren Dank zu beweisen, daß Sie mich zu dieser Höhe emporgezogen haben. Sie haben den Fleck von meinem Namen damit abgewaschen, daß Sie ihn mit dem Ihren verbunden haben."

Da lehnte sich Miß Dobbs tief in ihren Sessel zurück, und ihre grauen Augen blickten ernst auf die junge Mitarbeiterin:

„Liebes Kind, es war die größte Sorge meines ganzen bisherigen Lebens, wer wohl einmal mein Werk hier weiterführen sollte, wenn ich zu alt oder überhaupt nicht mehr bin. Es ist alles mit meinem Herzblut erarbeitet, und sorgenschwere Jahre hat es gekostet, bis auch zu mir das Glück und der Erfolg kamen und die Firma zu dem brachten, was sie heute ist. In Sie setze ich mein ganzes Vertrauen, daß Sie alles tun werden, das Geschäft wie bisher hochzuhalten, daß Sie sogar noch weiter damit kommen werden wie ich, denn Sie stehen vor einer fertigen Arbeit, während ich von Grund auf neu zu bauen hatte. Und Sie sind jung, aber ich war, als ich begann, schon zermürbt und verbittert durch einen Mann, einen rake. — Der Himmel bewahre Sie vor einer Heirat — das ist mein aufrichtigster Wunsch für Sie. Kein Mann taugt soviel, daß es lohnte, seinetwegen auch nur fünf Minuten im Geschäft zu versäumen — selbst der Schritt zum Altar bedeutet eine sündhafte Zeitvergeudung", schloß Miß Dobbs ihre lange Rede, fletschte die Zähne und packte Christine in bester Laune bei den Schultern. „Nun will ich sehen, wie lange Sie wohl meine guten Ratschläge befolgen werden, denn ich müßte meine Landsleute schlecht kennen, wenn nicht in der nächsten Zeit mehr Einladungen von Müttern und Berge von Blumen von deren Söhnen, als Geschäftsbriefe bei Ihnen einliefen. Sie werden gut tun, sich zwei besondere Mappen anzulegen, die eine mit dem Vermerk: „Eingegangene Heiratsanträge", die andere mit: „Erledigte Objekte".

„Nun, hoffentlich zähle ich bei diesen Leuten auch rasch zu den erledigten Objekten", meinte belustigt Christine, „denn ich möchte doch meine Zeit mit einträglicheren Geschäften verbringen, als diese beiden Mappen zu besorgen."

„Bravo!" rief Miß Dobbs. „Sie sind doch eben der Sozius oder vielmehr die Sozia meines Herzens. Und nun kommen Sie und begrüßen Sie draußen als neugebackenes Oberhaupt der Firma „Ihr Volk". Der arme Mr. Godard hat sich krank gemeldet. Sie können jetzt gleich mal sehen, wieviele Freunde Sie unter unsern Angestellten haben, denn wenn auch ihre Zunge lügt und Ihnen schöne Worte macht, das Auge sagt die Wahrheit. Sie wissen doch, daß unsere Mitmenschen uns zwei Sünden auf dieser Welt nie verzeihen werden — den Erfolg und den Mißerfolg. Machen Sie sich darauf gefaßt, daß man größtenteils entrüstet sein wird darüber, daß Sie nun von der Angestellten zur Herrin emporgestiegen sind."

Da lachte Christine sorglos auf. Sie fühlte sich diesen ganzen Menschen so durchaus gewachsen, daß es sie keine Sekunde bekümmerte, wie man ihre neue Stellung zu ihnen beurteilen würde. Es gab für sie nur einen Widerstand im Geschäft: Mr. Godard. Es war all ihren Bemühungen nicht gelungen, ihn freundlich für sie zu stimmen. Und so überraschte es sie auch nicht, als schon am nächsten Morgen ein Schreiben des angeblich Erkrankten eintraf, darin er um seine Entlassung aus der Firma bat. Und es war eine der ersten eigenmächtigen Handlungen Christines als Mitinhaberin der Firma, daß sie unter sein Gesuch schrieb: „Mr. Godard ist ein Ruhegehalt in der bisherigen Höhe seines Einkommens aus der Firma zu zahlen."

(Fortsetzung folgt.)

Rubens-Anekdoten.

Zu seinem 350. Geburtstag am 28. Juni 1927.

Als Peter Paul Rubens sich am spanischen Hofe aufhielt, ließ der spätere König von Portugal, der damalige Herzog von Braganza den Künstler durch Vermittlung einiger vornehmer Castilianer bitten, ihn zu besuchen. Rubens war gerade dazu bereit und machte sich mit einem glänzenden Gefolge auf den Weg. Als der Herzog, der furchtbar geizig war, dies vernahm, erschrak er gar sehr und bangte ob der hohen Kosten, die der Unterhalt dieses Gefolges verursachen würde. Er sandte deshalb einen seiner Hofkavaliere an Rubens ab mit dem Auftrag, ihm zu sagen, der Herzog habe leider in wichtigen politischen Geschäften verreisen müssen und müßte auf Rubens Besuch verzichten; er ließe ihm als Entschädigung für den Aufwand der Reisekosten 50 Pistolen überreichen, um deren Annahme er ersuche. Rubens lehnte die Annahme jedoch ab und bedeutete dem Kavalier, daß er einer solchen Unterstützung nicht bedürfe. Er hätte die Absicht gehabt, zwei Wochen an des Herzogs Hof zu verweilen und führe 2000 Pistolen bei sich, mit denen er die Aufenthaltskosten habe bestreiten wollen.

*

Rubens wurde von der Infantin Isabella nach England geschickt, um dort die Friedensverhandlungen zu beenden. Da dies längere Zeit dauerte, richtete Rubens sich ein Atelier ein. Eines Tages, als er eben mit der künstlerischen Arbeit beginnen wollte, ließ sich ihm ein Alchimist melden. Der bot ihm an, ihn in die Geheimnisse der Goldmacherei einzuweihen, wenn er die Kosten für den Laboratoriumsbau und die nötigen Materialien übernehmen wolle. Rubens hörte den Schwindler mit Geduld an, die er sich als Politiker angewöhnt hatte, und sagte dann zu ihm, indem er ihn in sein Atelier führte: „Lebhaft bedauere ich, daß Sie um zwanzig Jahre zu spät gekommen sind; denn seit dieser Zeit habe ich den Stein der Weisen in diesen Paletten und Pinseln gefunden." h. b.

Erinnerungen an Leo Tolstoi.

Von Ilja Repin.

Der berühmte greise russische Maler Ilja Repin, der gegenwärtig in Finnland lebt und trotz seines hohen Alters neue Werke schafft, veröffentlicht folgende Erinnerungen an Graf Leo Tolstoi, mit dem er seinerzeit eng befreundet war.

Der religiöseste Mensch, dem ich je in meinem Leben begegnet bin, war zweifellos Graf Leo Tolstoi. Insbesondere in den letzten Jahren seines Lebens wurde Leo Tolstoi streng bigottisch. Er schätzte vor allen Dingen Werke, die von gläubigen Schriftstellern und Philosophen geschrieben waren und fand in den Lehren der Religion seine höchste Befriedigung. Er stellte manche dieser Werke höher als seine eigenen Schriften.

Gottes Segen ruhte auf dem Hause Leo Tolstois und er verlebte viele glückliche Tage, aber der Teufel verfolgte ihn auch und er hat, seinerzeit der biblische Hiob, manch bittere Stunde erleben müssen. So hat ihn die russische griechisch-orthodoxe Kirche exkommunliziert, als er seinerzeit die veralteten Dogmen dieser Kirche angriff.

Tolstoi vergötterte das russische Volk. Dieses Gefühl war organisch unerschütterlich. Den russischen Bauern-Analphabeten liebte er wie einen eigenen Bruder. Er leitete die Schule für Analphabeten-Bauern in Jasnaja Poljana und viele seiner Schüler wurden dann später seine Freunde. Diese Schüler, die in der Schule ihr Selbstbewußtsein bekamen, haben nicht immer seine Ansichten geteilt und als Erwachsene oft mit Leo Tolstoi gestritten. So führte mich einst Tolstoi zu einem Bienenzüchter, einem ehemaligen Schüler von Jasnaja Poljana.

„Sie werden mit ihm zufrieden sein", sagte Leo Nikolajewitsch zu mir. „Er hat ein phänomenales Gedächtnis, er hat viel über die russischen Maler gelesen und das Lesen von Büchern und Zeitungen ist sein Lieblingsvergnügen. Er kennt manche Bücher auswendig. Er liest gerne alte Zeitungen und hat fast alle alten Blätter, die in Jasnaja Poljana vorhanden sind, durchgelesen. Er behandelt mich wie Seinesgleichen, sagt mir „Du" und spricht mit mir völlig frei und offen."

Als wir uns mit dem Bienenzüchter längere Zeit unterhielten, kam er in Extase und sagte voll giftiger Ironie zu Leo Tolstoi: Ich schaue dich an, Leo Nikolajewitsch, und begreife dich nicht. Du kleidest dich wie ein Bettler, ißt kein Fleisch, lebst wie ein Mönch. Ich an deiner Stelle hätte das Leben in vollen Zügen genossen, hätte mir eine Freundin, was sage ich, zwei Freundinnen genommen, aber du . . . das ist einfach lächerlich!"

„Was redest du da, Jermil?" sagte Leo Nikolajewitsch empört. „Und die Seele? die Seele?" — „Was sprichst du da von der Seele?", antwortete der Bienenzüchter. „Wer glaubt heute an deine Seele?"

Leo Tolstoi schaute den Bienenzüchter betroffen an, sprach kein Wort. Er zitterte wie im Fieber. Er schämte sich vor mir. Und Jermil, der instinktiv fühlte, daß er den Sieg davongetragen hatte, verhöhnte Tolstoi weiter. . . .

Zu jener Zeit begannen die Brandstiftungen auf den benachbarten Gütern und wir sahen oft an den Abenden am Himmel den Widerschein von Feuersbrünsten. In Jasnaja Poljana wußte man dann sofort, wessen Gut brannte. Ich war damals Gast in Jasnaja Poljana. Eines Tages kehrte Tolstoi von seinem alltäglichen Ritt blaß und verstört zurück. Er zitterte am ganzen Leibe, ließ sich im Sessel nieder und sagte mit tränenden Augen: „Wenn Sie wüßten, was ich eben gesehen habe? Ich begegnete einer Reihe von Bauernfuhrwerken. Wie gewöhnlich, versuchte ich mit den Bauern ins Gespräch zu kommen. Die Leute schauten mich schweigend an. Da erhob sich ein Bauer, schaute mich verächtlich an und sagte: „Du lebst noch, alter Hund? Hat dich der Teufel noch immer nicht geholt? Es ist höchste Zeit, daß du krepierst. Du lebst viel zu lange. Schaut ihn an, wie er auf dem satten Roß herumreitet!"

Die Bauern auf den Fuhrwerken lachten. „Was redest du da für ein Zeug zusammen?" rief ich empört. „Hast du mich nicht erkannt? Ich bin doch Leo Tolstoi aus Jasnaja Poljana!"

„Wir wissen das, du bist genau so ein Blutsauger wie die anderen Gutsbesitzer." Ich sah dann, wie die Bauern die Köpfe zusammensteckten und leise sprachen. Ich dachte, daß sie mich vom Roß herunterreißen und schlagen würden. Ich riß mein Roß herum und jagte über die Felder nach Jasnaja Poljana."

So erregt habe ich Tolstoi nie gesehen. Auf seine alten Tage weinte Tolstoi sehr oft und wenn er eine rührselige Geschichte las, kamen ihm die Tränen von selbst.

Die Angehörigen Leo Tolstois wußten von seinen Anschauungen, faßten seine Worte aber nie ernst auf. Als sie aber bemerkten, daß gewisse Elemente auf den greisen Tolstoi einzuwirken versuchten, daß er seine Land und Gut unter die Bauern verteilen sollte, kamen sie in Verzweiflung. Man begann Tolstoi zu beweisen, daß Jasnaja Poljana ein gemeinsames Gut sei und daß der Familie sonst der Bettelstab drohe. Damals wurde beschlossen, einen Familienrat einzuberufen. Leo Nikolajewitsch verteilte zu jener Zeit täglich Almosen. Die Bittsteller kamen zu einem bestimmten Baum, der Baum der Armen hieß und erhielten aus den Händen Leo Nikolajewitschs persönlich 5 bis 10 Kopeken. Sogar aus Tula, das 15 Werst entfernt lag, kamen Scharen von Bettlern und erhielten die paar Kopeken. Kaum hatten sie aber das Geld in der Tasche, so eilten sie in den nächsten Kabak (Schenke) und vertranken das Geld. Leo Tolstoi wußte das und stellte trotzdem nicht das Verteilen der Almosen ein. . .

Wie er sich selbst ein Denkmal setzte.

Von Max Jungnickel.

„Die Nachwelt setzte ihm ein Denkmal." Das ist gewiß dankbar und schön. Aber das Denkmal besteht aus Stein. Und der Stein wirkt meist tot. —

Nun gibt es aber noch Denksteine, die lebendig im Menschenherzen stehen und dort schimmern. Solch ein Denkmal setzte sich der Herr Justizrat Paul Sergel. Er wohnte in einer Kleinstadt. Seines Zeichens war er Junggeselle und eine Art Sonderling. Bald an die Siebzig heran. Aber immer noch konnte er sich freuen wie ein Junge.

Einmal ging er, im kostbaren Pelz, zum Zigarrenhändler: „O, Herr Justizrat, was tragen Sie für einen feinen Pelz!" Sergel lächelte und fragte: „Möchten Sie den haben?" Verschüchtert, ungläubig nickte der Zigarrenhändler. Und als der Justizrat nach Hause kam, notierte er sich Namen und Adresse des Händlers und schrieb dahinter: Meinen Pelz.

Einmal ertappte er sein Dienstmädchen, wie es das hauchzarte Porzellangeschirr gleich einer Kostbarkeit bewunderte: „Na, Marie, so was könntest du wohl brauchen?" — „Warum auch nicht, Herr Justizrat? Aber das ist wohl doch zu fein für mich." Und der Herr Justizrat notierte wieder.

Der Briefträger kam einmal mit seinem Sohn auf das Anwaltsbüro. Sogleich besah sich der geweckte Junge die Bibliothek. „Na", fragte der Justizrat, „du scheinst dich sehr für meine Schwarten zu interessieren?" — „O ja!" antwortete der Junge begeistert. „Die möchtest du wohl haben?" Hochrot nickte der Dreizehnjährige. Und der Justizrat notierte wieder.

Eines Tages starb der Alte. Er ging von der Erde wie ein Glücklicher, der nach allen Freudenkränzen gehascht hat.

Eine Woche später fand die Testamentseröffnung statt. Aber nicht in der Wohnung des Toten, sondern im größten Saale des Städtchens, im Schützenhause. Zweihundertsechsundzwanzig Erben waren geladen, eine kleine Volksversammlung, Männer, Frauen und Kinder, Arme und Reiche. Alles durcheinander. Das war keine Testamentseröffnung mehr. Das war ein ergreifendes Fest. Soviel echten Jubel, soviel Freudentränen hat wohl selten der alte Schützenhaussaal gesehen. Es war, als ob der Name des toten Justizrates aus tiefstem Herzen gesungen und gebetet wurde. — Alle bekamen sie ein Geschenk. Alle 226. Der Zigarrenhändler bekam den Pelz. Das Dienstmädchen erhielt das kostbare Geschirr, die alte, schwere, eichengeschnitzte Truhe, fünfhundert Mark und den Betrag für eine Fahrkarte nach einem bekannten Badeort. „Damit sie sich erholen kann von den Quälereien, die sie bei mir altem Brummbär einstecken mußte." So hatte der Justizrat bei diesem Vermächtnis schriftlich vermerkt.

Der Junge vom Briefträger bekam tatsächlich die Bibliothek, obwohl der alte Anwalt nur ein paar Worte mit ihm gewechselt hatte. —

Und dann die vielen anderen Erben noch. Jeder bekam ein Andenken. Es war, als ob der Sergel-Paul Zeit seines Lebens nur daran gedacht hätte, wie er seine Mitmenschen nach seinem Tode glücklich machen könne.

Ich persönlich war auch unter den Erben. Er hatte mich einmal gefragt, als ich seine schwarzseidene Morgenjoppe bewunderte, ob ich das Ding haben möchte? In hellem Scherz sagte ich „Ja". Nun bekam ich sie. Heute früh zog ich sie an. Es war ein seltsames Gefühl, das feine Ding zu tragen. Die Seide knisterte, als ich darüber strich. Dann durchsuchte ich die Taschen. Einen kleinen Zettel fand ich darin. Mit verblaßter Tinte stand darauf geschrieben: „Lieber Paul! Hier schicke ich dir die zwei Paar Strümpfe, die ich dir gestrickt habe. Sorge immer für warme Füße, damit du nicht krank wirst. Herzliche Grüße deine Mutter."

Ich bekam Herzklopfen, als ich diesen rührenden Zettel las.

Und nun läutet es durch die Stadt, lebendiger als Kirchenglocken, glücklicher als Hochzeitsglocken. Menschenherzen läuten durch die Kleinstadt: „Der gute Justizrat Sergel! — Ja, das war ein feiner Mann!"

Und so wird das weiter tönen, Jahre hindurch . . .

Berühmte Sonnenfinsternisse in alter Zeit.

Von Dr. Carl G. Cornelius.

Die am 29. Juni dieses Jahres eintretende Sonnenfinsternis, die partiell auch bei uns zu beobachten sein wird, dürfte — wenigstens für einige Minuten — selbst die Aufmerksamkeit derer auf sich lenken, die sonst achtlos an den Vorgängen des Himmels vorübergehen, und ihnen eine Ahnung von dem Vorhandensein der kosmischen Kräfte geben, die die Vorbedingungen für unser Dasein schufen und deren ohnmächtiger Spielball wir, ohne uns dessen bewußt zu werden, in Wahrheit sind. In früheren Zeiten, als die Menschen noch inniger mit der Natur und ihrem Geschehen verbunden waren, spielten derartige Himmelserscheinungen oft eine entscheidende Rolle im Leben des Einzelnen und der Völker, und der gewaltige Eindruck, den namentlich eine Sonnenverfinsterung auf einfältige Gemüter machte, spricht aus zahlreichen Überlieferungen vieler Nationen. Von Interesse sind diese auch aus anderen Gründen: sie zeigen die nicht gering zu veranschlagenden wissenschaftlichen Kenntnisse der antiken Astronomen, die sich in deren Vorausberechnungen von Finsternissen äußern, und sie geben den Gelehrten der Gegenwart die Möglichkeit, durch Zurückberechnung jener Ereignisse wertvolle historische Aufschlüsse und Zeitbestimmungen zu erhalten.

Die älteste Erwähnung einer Sonnenfinsternis stammt aus dem „Schu-King", einem der klassischen Bücher Chinas. Sie ist von dem Wiener Professor Oppolzer unter 34 zeitlich und 6 örtlich in Frage kommenden mit viel Scharfsinn auf den 21. Oktober 2137 v. Chr. festgelegt worden. Von dem Schrecken der Menge zeugen die Worte des Berichtes: „Der Blinde brachte die Trommel zu Ohren, der sparende Mann jagte einher, die gemeinen Menschen liefen." Die Hofastronomen Hi und Ho, die angeblich wegen Trunkenheit die Vorausberechnung versäumt hatten, wurden hingerichtet.

Die nächste überlieferte wichtige Sonnenfinsternis fällt in die Entstehungszeit des Mahâbhârata, des großen indischen Nationalepos' und Rechtsbuches. In dessen Grundbestandteil, der Schilderung des Kampfes zwischen den altindischen Stämmen Kuru und Pândava, wird von einem nach der Eroberung Taxacilas veranstalteten Schlangenopfer erzählt, bei dem ein Schüler des Verfassers des Mahâbhârata diese vorgetragen habe. Die näheren Zeitangaben, die auf einer Inschrift auf drei Kupferplatten hierüber erhalten sind, erwähnen eine Sonnenfinsternis für — nach neuerlichen Zurückberechnungen — den 1. April 1410 v. Chr. und lassen damit einwandfrei die umstrittene Ursprungszeit jenes bedeutenden Literaturwerkes Altindiens erkennen.

Die einzige Stelle, die in ägyptischen Quellen von einer Finsternis spricht, wurde auf einer Tempelwand in Karnak gefunden. Sie stammt aus der Zeit Takeluts II. (um 840 v. Chr.), die ihr zugrunde liegende Erscheinung läßt sich indessen nicht ermitteln. Auch bei den in assyrischen Keilschrifttexten erwähnten ist das mitunter der Fall. Hier muß nämlich zu dem Ideogramm AN'MI (Himmelsverfinsterung) das Wort Samas (Sonne) treten, wenn es sich nicht bloß um meteorologische Vorgänge handeln soll. Bei der oft angeführten Sonnenfinsternis, von der der Feldherr Kudurru dem Könige Sanherib als Ursache der Flucht seines Heeres berichtet, fehlt jener Zusatz. Die älteste aus dieser Epoche nachgewiesene derartige Erscheinung ist die totale Verfinsterung vom 15. Juni 763 v. Chr. auf die sich wahrscheinlich Amos 8 Vers 9 bezieht.

Bei den Griechen meldet Archilochos, ein Zeitgenosse des Königs Gyges und Asurbanipals: „Auf alles muß man gefaßt sein, und nichts darf man verschwören, auch über nichts sich wundern, seitdem Zeus, der Vater der Olympier, aus Mittag Nacht schuf, verbergend das Licht der leuchtenden Sonne; klägliche Furcht aber befiel die Menschen . . ." Es handelt sich hierbei um die Sonnenfinsternis vom 5. April 648 v. Chr. Bekannter ist aus jener Zeit die vom 28. April 585 v. Chr., die nach Herodot die Schlacht am Halys zwischen Lydern und Medern entschied und durch deren Voraussage Thales von Milet berühmt und reich wurde. Er hatte als 21jähriger die Verfinsterung vom 18. Mai 603 v. Chr. in Ägypten selbst beobachtet und nach der Sarosperiode von 18 Jahren 11 Tagen die andere berechnet. Xenophon meldet von einer weiteren (19. Mai 557 v. Chr.), unter deren Schutz die in Larissa am Tigris vom Perserkönig Kyros belagerten Meder die Stadt räumten.

In der römischen Geschichtsschreibung finden sich zahlreiche Sonnenfinsternisse angeführt, ohne jedoch tatsächlich in der Mittelmeergegend sichtbar gewesen zu sein. Die betreffenden Schriftsteller haben sie wohl mit Hilfe der erwähnten chaldäischen Periode ex post festgestellt und mit ihnen bedeutend erscheinenden Vorgängen verknüpft. So lassen sich weder die Finsternis beim Tode des Romulus (Dionysius, Cicero), noch die bei der Ermordung Cäsars (Vergil) tatsächlich belegen. Übereinstimmend mit Plutarch dagegen fanden am 16. Juli 755 und 5. Juli 754 v. Chr. (allerdings partielle) Sonnenfinsternisse statt, von denen eine schon auf den Erbauungstag Roms gefallen sein könnte. Sehr wenig eindrucksvoll nur war die vom 19. Oktober 202 v. Chr., die Zonaras für die Schlacht bei Zama erwähnt, wo die Karthager durch sie erschreckt worden sein sollen.

Von einer Sonnenfinsternis wird nach der Schlacht bei Stiklastad berichtet, wo der Heidenbekehrer König Olaf von seinen vom Dänenkönig Knut aufgehetzten Lehnsleuten besiegt und erschlagen wurde. Nach Olafs Tode indessen trat bei den Norwegern schnell Reue ein, da Knut seine Versprechungen nicht erfüllte, und bald galt Olaf beim Volke als Heiliger, das dann auch den Kampf (am 29. 7. 1030) und die Himmelserscheinung (am 31. 8. 1030) auf einen Tag verlegte. Gerade der Köhlerglauben des in dieser Beziehung wirklich recht finsteren Mittelalters brachte noch weit mehr als die naiven Anschauungen des Altertums Pest, Trockenheit, Überschwemmung und andere außergewöhnliche Ereignisse in ursächlichen Zusammenhang mit etwa gleichzeitig eintretenden Himmelserscheinungen, und neben Kometen erregten Sonnenfinsternisse die größte Furcht. So ist in einer alten nordwestdeutschen Chronik von einer solchen, und zwar einer „terrifica defectio solis" die Rede (gemeint ist die vom 5. Mai 840), die die Gemüter der Sterblichen mit gewaltigem Schrecken erfüllte, und in Kölner Annalen bezüglich der Verfinsterung vom 22. September 1093 heißt es: „Do was och de sunne vurgagn, unde sach man do och eynen drachen ophenbare. Dar na starph des volches vile." Selbstverständlich galt die totale Sonnenfinsternis vom 2. August 1133 (übrigens die bedeutendste abendländische des Mittelalters, die Ginzel mit 78 Quellen belegt) als Ursache, daß ein Kampf zwischen Christen und Moslemim in Palästina zu Gunsten der ersteren ausging, während die vom 25. Oktober 1147 an der Niederlage des Heeres Konrads III. bei Doryläum schuld war, und nur wegen der Finsternis vom 3. September 1187 Saladin Jerusalem erobern konnte.

In der Gegenwart mag es nur noch wenige Naturvölker geben, auf die die „Nacht bei Tage" einen längeren beängstigenden Eindruck machen kann; der überzivilisierte Europäer lächelt ob des kosmischen Geschehens, demgegenüber sein Wissen und seine Kräfte ein traumhaftes Nichts sind.



Bunte Chronik



* **Warum weinen wir?** Darüber hat sich E. Reynold in Los Angeles Gedanken gemacht und sie in einer wissenschaftlichen Zeitschrift in Chicago niedergelegt. Er kommt zum Schluß, daß Weinen in allen Lebensaltern als Zeichen persönlicher Hilflosigkeit zu betrachten ist, während es anfänglich nur eine Reaktion auf körperlichen Schmerz gewesen sei.

●

* **Der eheliche Kuß auf der Straße.** In der Stadt Mexiko wurde eine Frau verhaftet, die sich auf offener Straße durch einen Kuß von ihrem Gatten verabschiedet hatte, weil nach Ansicht der Polizei dadurch die öffentliche Moral verletzt worden sei. Die betreffende Dame hat sich beim Staatsanwalt über diesen Eingriff in die persönliche Freiheit beschwert, und man sieht der Stellungnahme des Vertreters des Staates mit allgemeinem Interesse entgegen.

*

* **Seltsame Haustiere.** Die Schildkrötenverkäufer sind im Londoner Straßenbild schon des längeren eine gewohnte Erscheinung, neuerdings haben sich zu ihnen die Igelhändler gesellt. Auf kleinen Handkarren befördern sie eine stattliche Anzahl von Kästen mit ihrer stachligen Ware, die anscheinend guten Absatz findet. Die Igel sind als Haustiere sehr beliebt, da sie Schwaben, Kellerasseln u. dgl. in Mengen vertilgen, in Ermangelung dieser Kost aber auch mit Brot und Milch zufrieden und daher billig zu unterhalten sind.

Verantwortlicher Schriftleiter: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.